Indiana Tribüne.

Erscheint Täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne" kostet durch den Träger 3 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne" 2 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents oder 65 Cents per Monat. Per Post außerhalb der Stadt zugeschickt in Vorausbezahlung $3 per Jahr.

Office: 18 Süd Alabama Straße.

Indianapolis, Ind., 5 Juli 1898

Die Yankees als Schwimmer.

Wer von diesem Gegenstand spricht, berührt einen noch recht wunden Punkt, und es läßt sich in dieser Beziehung auch mit dem besten patriotischen Willen wenig Rühmliches von der derzeitigen Tüchtigkeit der amerikanischen Nation im Ganzen sagen.

Es ist eine Thatsache, über die wir noch lange nicht hinwegkommen, daß in der edlen Schwimmkunst die Amerikaner nur Rückschritte gemacht haben. Nur etwa die Hälfte der Leute auf unseren Kriegsschiffen — ganz abgesehen von denjenigen in Landdiensten — kann schwimmen, und das Verhältniß würde sich noch viel unzähliger gestalten, wenn man blos von den eingeborenen Amerikanern sprechen wollte!

Die Amerikaner sind eben keine bloße Küstenbewohner-Nation mehr, wie ehedem, und die Mannschaften unserer heutigen Kriegsschiffe kommen zu einem großen Theil aus dem Innern des Landes, wo vielfach einstmal Wasser zum Schwimmenlernen vorhanden war. Freilich im Flottendienste selbst sollte sich diesem Mangel bald genug abhelfen lassen!

In der alten amerikanischen Flotte, noch in den sechsziger Jahren (nicht blos in der Kriegsflotte) verfuhr man darin nicht viel anders, als die Eingeborenen der Hawaii-Inseln mit ihren kleinen Kindern zu verfahren pflegen, welche das Schwimmen rasch lernen sollen: Jeder, der nicht schwimmen konnte, wurde, sobald seine Kameraden dies entdeckten, ohne Weiteres über die Bordseite gestoßen, wenn der Ruf zum Schwimmen erscholl, und mußte dann sehen, wie er sich durchkämpfte! Ertrinken ließ man allerdings Niemanden; doch beeilte man sich keineswegs, ihn aufzugreifen. Und bei der ersten Gelegenheit wurde das Experiment wiederholt, bis der Erfolg erreicht war.

Heutzutage ist es verboten, einen Nichtschwimmer in's Wasser zu werfen; aber man hat es überhaupt mit der Verpflichtung zum Schwimmenlernen in den letzten Jahren nicht genau genommen, und viele Ertrinkungsfälle in unserer Marine sind lediglich hierdurch verursacht worden. Vielleicht bringt der gegenwärtige Krieg auch in dieser Hinsicht eine Aenderung, die auch für die Friedenszeiten von größter Bedeutung wäre.

Wo Kühlspeicherung mißglückte.

In den letzten zwei Jahren ist sehr viel bei uns von den großartigen Fortschritten der Kühlspeicherung für Aufbewahren von Nahrungsmitteln und für ihre Beförderung auf gewaltige Entfernungen hin die Rede gewesen. Aber nicht lauter Erfolg ist in dieser Hinsicht zu melden! Es ist nicht mehr als billig, daß auch die nüchterne Stimme der Enttäuschung zu Wort komme. Eine solche Stimme erschallt neuerdings von unseren canadischen Vettern herüber. Ein Correspondent in Toronto plaudert als ihr Sprachrohr folgendermaßen:

Unsere Canucken hatten ganz besonders große Dinge von der Kühlspeicherung erwartet. Es war in bestimmte Aussicht gestellt worden, daß durch verbesserte Systeme dieser Art für die Beförderung von Fleisch, Obst und Eiern überhaupt alle Länder, die in bedeutender Entfernung vom britischen Mutterlande liegen, in vollkommen ebenbürtigen Mitterwerb mit den betreffenden Producenten des europäischen Festlandes auch hinsichtlich des Weltmarktes für alle leichtverderblichen Waaren treten könnten. Schon lange schien nichts so Vielversprechendes aufgekommen zu sein, wie die moderne Kühlspeicherung.

Jetzt aber haben die Canadier bereits einige Erfahrungen darüber gesammelt, und es wird immer offenkundiger, daß jene Erwartungen von Kaufleuten und Producenten keineswegs in allen Handelszweigen verwirklicht worden sind und ohne weitere umwälzende Fortschritte auf diesem Gebiet auch nicht verwirklicht werden können.

Man hatte es sich ein schönes Stück Geld kosten lassen, um einen Dampferdienst mit großer Kühltransport-Ausstattung einzurichten. Und der Erfolg? Nun, er mag Andern wenigstens als lehrreiches Beispiel dienen.

Was die Beförderung von Eiern in Kühlräumen auf diesen Dampfern anbelangt so scheint dies ungefähr das Schlimmste zu sein, was man für die Eier thun kann. Denn die Schalen der Eier werden bei so sehr niedriger Temperatur oft so spröde und morsch, daß sie schon beim geringsten Anstoß zerbrechen; schon hierdurch allein ist gewaltiger Schaden verursacht worden, und ein Import-Haus in Glasgow z. B. hat alle ihre Verpacker angewiesen, kein einziges Ei, das unter dem Einfluß von Kühlungs-Apparaten gewesen ist, weiterzubefördern, zumal sich sogar gezeigt habe, daß mit Eiern, die als ganz gewöhnliche Dampferfracht kämen, weit befriedigendere Ergebnisse erzielt wurden. Dann folgt noch der gute Rath: „Man versende Eier unter allen Umständen ganz frisch, ohne irgend welche vermeidliche Verzögerung, wenn sie als Wasserfracht abgehen sollen. Das wird leider noch von Vielen vernachlässigt. Wird streng darauf geachtet, und sind alle sonstigen Umstände normal und günstig, so sollten bei der Zeit, welche heutzutage bei Beförderung über den Ocean nöthig ist, Eier ohne Extra-Kühlung gewöhnlich noch ganz gut bei ihrem Eintreffen sein."

Sowie dagegen Eier vom Kühlraum in wärmere Temperatur kommen, sammelt sich an den Schalen Feuchtigkeit, welche auch in die pappdeckelnen Zellen dringt, die gewöhnlich zu ihrer Verpackung verwendet werden. So entsteht an den Eiern selbst sowie am Packmaterial unangenehme Dumpfigkeit und Moder, was schon allein hinreicht, die Verkäuflichkeit der Eier sehr zu erschweren.

Bezüglich des Werthes von Kühlspeicherung für die Beförderung von Obst mag nur noch bemerkt sein, daß derselbe mindestens noch unentschieden ist. Man hat selbst bei verhältnißmäßig haltbarem Obst bedeutende Verluste damit erzielt und meistens nicht den erwarteten Preis herausschlagen können. Und mit empfindlicheren Obstgattungen ist man noch viel schlechter gefahren. Ziemlich gut bewährt hat sich das System dagegen für die Beförderung canadischer Butter. Alles in Allem, bedarf das System aber noch wesentlicher Vervollkommnung. Es wäre schon viel werth, wenn wenigstens auch an den Ankunftsplätzen allenthalben für Kühlungs-Gelegenheiten gesorgt wäre! Aber diejenigen, mit denen wir concurriren, werden diesen Gedanken jedenfalls nicht begünstigen.

Die Carnahuba-Palme.

Unter der Fülle von Naturprodukten, mit denen Brasilien gesegnet ist, befindet sich ein Palmenbaum, der an Nutzbarkeit wohl auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat. Es ist die Carnahuba-Palme, die vorwiegend in den Provinzen des nordöstlichen Hochlandes gedeiht. Ihre Wurzel dient als Arzneimittel, ihr Stamm liefert das zäheste, prächtigste Bauholz und wird zu Querbalken, Dachsparren, aber auch zur Anfertigung von Brunnenröhren, Musikinstrumenten u. s. w. verwendet, aus gewissen Theilen des Baumes werden Wein und Essig bereitet; andere liefern zuckerhaltige und stärkehaltige Stoffe. Seine Frucht dient als Viehfutter; ihr Fleisch schmeckt angenehm, die ölige Nuß ersetzt den Kaffee. Das Mark des Stammes ist korkartig; der Stamm scheidet eine Flüssigkeit aus, die der Milch der Cocusnuß, und ein Mehl, das dem Maismehl gleicht. Aus dem Bast werden Hüte, Matten, Körbe und Besen gefertigt. Ganze Schiffsladungen davon kommen nach Europa und kehren in Gestalt von Strohhüten theilweise nach Brasilien zurück; auch zum Dachdecken wird dieser Bast verwendet. Das kostbarste Erzeugniß dieses Baumes ist jedoch das Wachs, das man aus seinen Blättern gewinnt. Dieser Carnahuba-Baum, der jedem Wetter, auch der größten Dürre trotzt, wächst in Brasilien wie Unkraut und dient den Bewohnern in Fällen von Hungersnoth als Nahrung und Surrogat für fast alle anderen Produkte. Befremdend erscheint es, daß man nicht versucht, diesen nahezu wunderthätigen Baum in andere tropische Länder, namentlich in die englischen Colonien, zu verpflanzen, die doch ein ähnliches Klima haben und dringend der Hilfe von Außen bedürfen.

Ein Vogelflug-Geheimniß.

Gewiegte Beobachter sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß selbst gewisse Gattungen ganz kleiner Vögel auf ihren jährlichen Wanderungen geradezu Wunderbares im Ueberqueren weiter Ocean-Flächen leisten und mitunter z. B. 1000 Meilen weit über ununterbrochene Salzfluth dahinfliegen, ohne anscheinend einen einzigen Ruhepunkt auf einer so gewaltigen Strecke haben zu können! Das ist viel auffallender, als die berühmten Meeresflüge von Vögeln, wie es der Albatroß oder der Fregattenvogel sind, und es steckt hierin ein noch bis heute ungelöstes Räthsel.

Denn es ist nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß ein so langer Dauerflug die Kräfte jener kleinen Vögel bei Weitem übersteigt. Wenn man dies nicht schon an sich annehmen könnte, so spräche schon allein die Thatsache dafür, daß manchmal diese waghalsigen kleinen Sänger sich im Takelwerk von Schiffen so ungeheuer erschöpft niederlassen, daß sie, wenn man sie aufscheucht, nicht einmal die Länge des Schiffes mehr fliegen können; ja mitunter stürzen sie völlig hilflos auf das Schiffsverdeck.

Andrerseits kann man unmöglich annehmen, daß Schiffe die einzige Ruhe-Gelegenheit für solche Vögel bildeten, welche sonst weit häufiger und zahlreicher hier erscheinen müßten. Mitunter sieht man diese Vögel auch mit ausgespreiteten Flügeln auf dem Meerwasser dahintreiben, und es ist wahrscheinlich, daß sie sich ab und zu wieder aus den Wogen neu erfrischt erheben und ihre weite Meeresreise fortsetzen können. Aber auch ein solcher Ruheplatz kann nur in äußerst beschränktem Maße in Betracht kommen, denn er ist viel zu gefährlich! Bei einigermaßen stürmischem Wetter müßten diese Vögel jedenfalls hier ertrinken, und überdies wimmelt das Meer von Raubfischen, die nach Vogel-Delikatessen lüstern genug sind, aber selten Gelegenheit zu solcher Beute kriegen. Und bei alledem scheinen diese kleinen Geschöpfe in weitaus der Mehrheit der Fälle wohlbehalten das Gestade zu erreichen, obwohl sie offenbar durchaus nicht zu einem Flug fähig sind, der selbst für die größten Flügel der stärksten gefiederten Meeres-Ueberquerer eine außerordentliche Anstrengung ist. Das ist sicherlich eine Thatsache, die recht geheimnißvoll aussieht. Erst in neuester Zeit ist man in der civilisirten Welt auf eine Theorie verfallen, welche dieses Geheimniß lösen könnte, aber sich etwas kühn ausnimmt: nämlich, daß diese Geschöpfe einen großen Theil der Reise auf dem Rücken größerer Vögel zurücklegten!

Diese Annahme wurde zuerst von einem englischen Seefahrer geäußert, und zwar nicht ganz willkürlich. Er versichert wenigstens, daß er wiederholt auf dem Meere, während er einen Flug Sand-Kraniche über sich beobachtete, gleichzeitig aus dem Schwarm Zwitscherlaute, die unmöglich diesen Vögeln angehören, auch nicht durch das Flügelschwirren dieser Kraniche verursacht worden sein konnten, sondern von bestimmten kleinen Vögeln herrühren mußten, ganz deutlich heraus gehört habe! Anfangs — so erzählt er weiter — glaubte er an Täuschung seines Ohres; aber die Widerholung des Vorganges, sowie ein Vergleich mit den Beobachtungen eines Freundes, ließ diese Vermuthung völlig ausgeschlossen erscheinen. Einmal, sagt er, lud er seine Büchse und schoß nach einem derartigen Schwarm, — worauf er drei kleine Vögelchen erschreckt auffliegen sah, die aber nach kurzer Zeit wiederum unter den Kranichen verschwanden. Fortan hegte er nicht den geringsten Zweifel mehr daran, daß die kleinen Vögel von den gutmüthigen Kranichen getragen würden, — theils als geduldete Gäste, theils sogar unmittelbar unterstützt.

Viele Andere dürften noch weit mehr Belege aus der thatsächlichen Beobachtung fordern, ehe sie geneigt sind, an eine so kühn erscheinende, oder doch für Unsereins ungewohnte Theorie zu glauben. Es ist dabei aber noch zweierlei zu beobachten: einmal, daß äußerst wenig Auswahl in Erklärungs-Versuchen sich uns hier bietet, sodann aber, daß die Naturvölker sehr weit von einander entfernter Welttheile, wie man gefunden hat, eine gleiche Annahme hegen. So hat man unter den Indianern der Gegend südlich an der Hudsons-Bai Angaben über einen gewissen Fink vernommen, welcher sehr bequem auf dem Rücken der Canada-Wildgans reise, und ganz Aehnliches haben sich Reisende in neuester Zeit von Eingeborenen egyptischer Küstengegenden sagen lassen. Eine solcher Art vielfach unterstützte Annahme ist schwerlich ohne einen gewissen Wahrheitskern, und es wäre wenigstens unvorsichtig, sie ohne alle weitere Prüfung als Münchhausiade, sozusagen als „fliegende Seeschlange", zu behandeln.

Zweifelhafte Hat-Geschichte.

Vor Jahren schon ging ein hervorragender Deutschamerikaner eine hohe Geldwette darauf ein, daß kein einziger wirklicher Beleg für den Angriff eines Haies auf ein lebendes Wesen geliefert werden könnte. Diese Wette steht noch immer aus, und trotz aller gelegentlichen Sensationsberichte (so auch jüngst wieder die Nachricht, daß 14 lebendige Matrosen von Haien verschlungen worden seien) ist es zweifelhaft genug, ob jener Wettbold jemals sein eingesetztes Geld verlieren wird. Ob er darum an und für sich so ganz Recht hat, wäre freilich immer noch die Frage.

Wohlbeglaubigte Thatsache ist es, daß die Haie überaus feige Geschöpfe sind. Seefahrer, welche im Süden des Stillen Oceans am meisten verkehrt haben, scheinen, wenn sie nicht Matrosen-Latein sprachen, ziemlich einstimmig der Ansicht zu sein, daß schon geräuschvolles Wasserplatschen genüge, jeden Hai zu verscheuchen. In denjenigen Südsee-Gegenden, welche am berüchtigsten durch die Haie sind, pflegen die Eingeborenen stets in Partien von etwa einem Halbdutzend zu baden, um durch das Geräusch im Wasser die Haie zu vertreiben, die ihnen immerhin unheimlich sind! Schon oft aber soll es auch einem einzigen Schwimmer gelungen sein, auf dieselbe Weise Haie zur Flucht zu bringen,—anderseits erzählt man sich freilich, daß hin und wieder ein Schwimmer, der diese Maßnahme vernachlässigte, wirklich einem Hai zum Opfer gefallen sei. Die sich hartnäckig behauptenden Erzählungen dieser Art, die auch bei Naturkindern verbreitet sind, haben vielleicht doch irgend einen thatsächlichen Kern, wenn auch nur einen bescheidenen. Es mag noch lange dauern, bis das allerletzte Wort in dieser Frage gesprochen ist.

— Der lange besprochene Plan, eine Eisenbahnbrücke über den Kleinen Belt zu bauen, um zwischen Fühnen und Jütland eine leichtere Verbindung herzustellen, scheint sich jetzt seiner Verwirklichung zu nähern. Am schmalsten Punkte, wo der Belt nur etwa 1000 Fuß breit ist, soll eine Hängebrücke errichtet werden. Nach langen Verhandlungen und Erwägungen hat man sich endlich für dieser Plan entschieden. Die Kosten sind auf 15 Mill. Kronen veranschlagt.

— Undank ist der Welt Lohn! Das mußte der Maurergehilfe Johann Dwarschak in Wien erfahren. Er sah in der Binderau bei Zwischenbrücken einen Mann an einem Aste baumeln. Athemlos stürzte er herbei, und glücklich, ein Menschenleben retten zu können, schnitt er den Hängenden ab. Das hätte er nicht thun sollen, der gute Mann. Der Fremde war über die Störung sehr ungehalten und versetzte Dwarschak zwei derartige Ohrfeigen, daß ihm Hören und Sehen verging. Nein, das Sehen nicht ganz, denn er konnte noch bemerken, wie der Gerettete dem Ufer zueilte und sich von der Kronprinz Rudolph-Brücke in's Wasser warf. Es gelang — er ertrank. Der Selbstmörder ist mit dem Maurergehilfen Cajetan Hunga identisch. Warum Hunga um jeden Preis sterben wollte, ist unbekannt.

Ein Wahres Sprüchwort.

"Nichts ist so erfolgreich wie Erfolg." Diese Behauptung ist nie besser bewiesen als wie durch den Erfolg von Dr. Bull's Husten Syrup. Diese wunderbare Medizin kurirt jeden Fall von Erkältung, Husten und Bräune in der kürzesten Zeit und immer mit Erfolg. Frau E. W. Richards, 2214 E Cumberland Str., Philadelphia, Pa., schreibt: "Ich habe Dr. Bull's Husten Syrup seit 9 Jahren im Gebrauch und fand ihn ein sicheres Mittel gegen Bräune. Ich brauchte ihn in den schlimmsten Fällen und rathe allen Müttern dasselbe zu thun." Dr. Bull's Husten Syrup kostet nur 25 Cents. Versucht kein anderes Mittel sondern bleibt bei dem alten und bewährten Dr Bull's Husten Syrup und ihr werdet nie enttäuscht sein.

Die Büßerin.

Aus dem Französischen des Rene Ghil.

I.

Ganz fröhlich gestimmt von dem schönen Mai-Nachmittag, an welchem sich ihre fünfundzwanzig Jahre gleich einem verborgenen köstlichen Rosenstrauch entfaltet zu haben schienen, kehrte Madame Stanié von einem Gange durch die Kaufläden nach Hause.

„Nichts Neues, Agathe? Die Kleine ist noch nicht aus der Schule gekommen?"

„Es ist kaum vier Uhr, Madame ... Madame weiß, daß der Herr abgereist ist?" sagte die Magd mit einigem Zögern.

„Mein Mann? Abgereist?"

„Er hat nur seinen Handkoffer mitgenommen .... Uebrigens, er hat einen Brief für Sie zurückgelassen, da, im Wohnzimmer ..."

Sie stürzte hinein, unfähig eine grausame Angst zu verbergen, und erbrach den Umschlag. Sie las, todtenbleich:

„Louise, meine arme Louise! Ich reise ab, ohne Dir Adieu zu sagen ... Ich fand nicht mehr den Muth, Dir unter die Augen zu treten ... Ich habe große Summen an der Börse verspielt, unser ganzes Vermögen! Ein Zufall hat mich verrathen ... Ich wollte Dich noch glücklicher, wollte Dich sehr reich sehen, meine arme Geliebte... Alles ist verloren ... und es fehlen 20,000 Franks in der Kasse des Herrn Hardois! ...

Ich tödte mich nicht, um wieder gut zu machen, um zurück zu erstatten ... und weil es mir, trotz Deines Fluches, so süß sein wird, mich an Dich, an unsere große Liebe zu erinnern! ... Geh' und bitte, daß man mich nicht verfolgt, daß man mich arbeiten, daß man mir Zeit läßt. Ich werde Alles zurückgeben ... Ich bin kein Dieb, glaube es mir, Louise!

Ich nehme tausend Francs mit ... Ich lasse Dir 2000 zurück; diese ... gehörten uns. Louise, beschütze unsere kleine Clara und habe Mitleid mit mir,

Ich werde Dir kein Lebenszeichen von mir geben, wenn der Tod mich nicht ereilt, bevor ich Dir nicht Glück und Wohlstand wiedergeben kann ..."

... Es schien ihr, als ob die Nacht hereinbräche vor ihren verstörten Augen, als ob sie zu Boden sinken müßte. Sie holte tief Athem, richtete sich tieft in die Höhe, erwachte wieder zum Leben:

„Der Kampf beginnt," murmelte sie. „Für die Ehre" — und in ihrem gemordeten Herzen schrieen, lebendig dennoch, alle Erinnerungen schmerzlich auf:

„Und für die Liebe! ..."

Eine halbe Stunde später stand sie vor Herrn Hardois, der sie mitleidig forschend betrachtete:

„Ja, Madame ... Ich habe diese... Unregelmäßigkeiten selbst bereits entdeckt. Ich beklage Sie aufrichtig."

„Ich bitte Sie! ... Machen Sie keine Anzeige! Ich werde alles bezahlen, ich, ich allein ... Sagen Sie nicht, sagen Sie nicht nein!" flehte sie indem sie auf die Kniee fiel.

Hardois und sein Associé Sandrez waren tief gerührt. Ihre Blicke trafen sich. Nein, ihre Erkundigungen waren sehr genau — nicht sie hatte den Unglücklichen so weit gebracht: gewiß, weder genußsüchtig, noch verschwenderisch, noch kokett. Arme Mutter!

„Gut, Madame, wir sind einverstanden. Wir können eine solche Summe nicht verlieren — und dann, jede Schuld muß ihre Sühne haben. Uebrigens, wenn wir so sprechen, glauben wir Ihnen unsere aufrichtige Hochachtung zu bezeugen und Ihnen zu beweisen, daß wir Sie Ihrer großen, Ihrer langen Aufopferung für würdig erachten.... Welche Frist verlangen Sie?"

Sie zuckte zusammen, bestürzt, als wenn es sich für sie darum gehandelt hätte, die Stunden der Thränen zu bestimmen, die ihr anheimgefallen waren. Sie hatten Mitleid:

„Zehn Jahre, wollen Sie? Oder mehr?"

„Ja, meine Herren, ja, zehn Jahre," sagte sie. „Oh, danke! ... Und Nichts, Nichts wird mehr sein, Nichts wird gewesen sein!"

„Nichts, Madame. Wir verlangen keine Unterschrift, kein Papier ...."

II.

Das Opfer, welches verzieh, traf entschlossen alle Anstalten zu einem neuen Leben. Sie war vor ihrer Verheirathung als erste Verkäuferin in einem der großen Magazine thätig gewesen: es gelang ihr, nach einigen Monaten rastloser Bemühungen, eine Stelle als Kassirerin zu finden.

Ohne Verwandte, wie ihr Gatte, konnte sie sich ziemlich rasch isoliren, und um sich noch mehr zu verlieren, weit weg von der ganzen, zu süßen Vergangenheit, kündigte sie ihre demnächstige Abreise in das Ausland, zu ihrem Gatten, an.

Sie verließ das alte Viertel, nahm ihren Mädchennamen wieder an. Sie gab ihre Kleine, die bald sieben Jahre zählte, in ein billiges Pensionat in der Nähe der Stadt — und von da ab hatte sie nur noch den einen Gedanken: die Schuld zu tilgen!

Die Jahre vergingen — die ihr eine unerträgliche Gewissensqual gebracht hatten. Die Vorkehrungen, welche sie getroffen hatte, um so ganz zu verschwinden, wirken sie nicht die Folge haben, auf die sie nicht sogleich bedacht gewesen war: die Zurückstellung der Briefe, in welchen ihr Gatte ihr vielleicht sein Schicksal mittheilte, an den Absender mit dem trostlosen Vermerk „Abgereist, Adresse unbekannt." Sie war in einer beständigen Angst.

„Ich werde Dir kein Lebenszeichen von mir geben, wenn der Tod mich nicht ereilt, bevor ich Dir nicht Glück und Wohlstand wiedergeben kann."

Ach! Besiegt, unglücklich, „vom Todtenbette aus vielleicht, oder von dem Bett Leidens — hatte er nicht doch nach Sie gerufen? ...

Dann hatte sich Herr Hardois von den Geschäften zurückgezogen, und die Firma war auf den Namen des Herrn Henri Sandrez übergegangen, in dessen Hände sie seit drei Jahren den Tribut für die Ehre abliefere.

Nun hatte sie aber im Laufe der Zeit bemerken müssen, daß sich in die Ehrerbietung, die ihr Sandrez bezeigte, ein Zug bewundernder Zärtlichkeit mischte. Sie hatte gesehen, wie ihm eine Röthe in das energische und sanfte Gesicht stieg, wenn er dieses Geld ihres Leidens berührte — mit einer unentschlossenen und nervösen Bewegung, als wenn er es ihr zurückgeben wollte, mit Worten, die er nicht wagte ... Worte, die ein Schimpf sein würden!

Er hatte auch Clara zu sehen verlangt und hatte sie sanft, fast väterlich betrachtet ...

III.

Das achte Jahr der Frist ging seinem Ende zu. An einem trüben, regnerischen November-Abend war Madame Stanié schmerzlich aufgeregt vor Henri Sandrez erschienen. Sie war noch bleicher, müder, mit einem Zug um den Lippen, der um Gnade flehte. Er fühlte ein großes Mitleid und machte unwillkürlich eine Bewegung, wie um sie aufzurichten, sie zu stützen ....

„Herr Sandrez ... nun sind es acht Jahre! ... Ich werde nicht damit zu Stande kommen! ... Ich bringe Ihnen nur siebenhundert Franks; es bleiben also noch mehr als fünf Tausend!"

„Ich bitte Sie, — Sie wissen, daß Sie Zeit haben soviel Sie wollen. Sprechen Sie nicht so ... Sie sind bleich ... Sie legen sich Entbehrungen auf, nicht wahr? Oh! und ich, der ich Alles geben würde ..."

Sie fuhr fort, ohne auf ihn zu hören:

„Clara ist krank gewesen ..."

„Clara? krank? Oh! mein Gott!"

„Drei ganze Monate, die Lebensweise im Pensionat, das Wachsthum. Ich habe sie zu mir nehmen müssen und Jemand zu ihrer Pflege ... Sie ist auf dem Wege der Besserung, Gott sei Dank ... Meine Kleine, meine arme ...."

Sie konnte sich nicht länger bezwingen und brach in lautes Schluchzen aus.

Henri Sandrez kniete vor ihr nieder und wollte ihre Hand ergreifen, die sie zurückzog. Er sagte, sehr traurig, sehr bewegt:

„Ich habe also nicht Ihr Vertrauen?"

„Oh doch, doch ... Sie sind mir ein so wohlwollender Freund gewesen. Verzeihen Sie mir."

Sie reichte ihm ihre Hand, die er behielt.

„Ich habe also Ihr Herz nicht gerührt? Nein, sagen Sie nichts. Lassen Sie mich sprechen jetzt. Ich habe schon zu lange gewartet ... Ja, ich liebe Sie, ich bewundere Sie, wie eine Heilige! — Die Jahre sind vergangen, und, nicht wahr, Nichts, keine Nachrichten ... er ist nicht zurückgekommen, hat nicht geschrieben? Gesetzlich sind Sie also wieder Herrin Ihrer selbst geworden. Wenn Sie es wollen, sind alle Bande von selbst gelöst ..."

„Oh!" — sagte sie, „wie grausam Sie sind!"

„Ueberlegen Sie," fuhr er fort, „denken Sie an Clara! Soll auch sie so hart arbeiten für ihr Brod in irgend einem Laden? Sie, fast noch ein Kind und — auch fast ein Weib! — Um Clara's willen, um Ihretwillen!"

„Nein, sagen Sie nichts mehr .... Versuchen Sie mich nicht so! Ach, möchte er doch endlich zurückkehren!" Sie rang die Hände mit flehender Geberde und Sandrez erhob sich ...

IV.

Die ganze Nacht lag sie schlaflos mit ängstlich zuckendem Herzen.

Am Morgen klingelte es. Sie öffnete. Auf der Schwelle entblößte wortlos, mit zitternder Hand, ein etwas gebräunter, etwas ergrauter Mann sein Haupt.

„Marcel! Marcel! Oh! Du .... Du bist es!"

„Louise, meine Heilige! meine Louise ... Und Clara ... Das ist Clara?"

Ihre Umarmungen, ihre Küsse, die Qualen seines Gewissens erstickten ihn.

„Louise, Clara! die ganze Ehre! ... Nein, das kann nicht sein. Ihr könnt mich nicht mehr lieben, nicht mehr achten .... Nein, ich muß wieder abreisen, dieses Haus kann nicht das meine sein! Ich bin nur gekommen, um Euch zurückzugeben, was Ihr durch meine Schuld verloren habt, das sorgenfreie Leben, das Glück, die Zukunft ... Ich bin reich, hier, nehmt, nehmt! ... Für Euch, Alles für Euch, meine Süßen, meine Theuren! ..."

Und während er so sprach, entnahm er einem Koffer, den er in der Hand trug, ganz Bündel Banknoten, ganze Haufen amerikanischer Goldstücke. Dann fiel er rücklings auf einen Stuhl, phantasirend, in einem fort wiederholend:

„Abreisen, abreisen ..."

... Eine Stunde später, als sich seine Aufregung gelegt hatte, erzählte er seine Abenteuer: In New York, wohin er geflüchtet war, hatte er einen Jugendfreund gefunden, der ihn bemitleidete und sich seiner annahm.

Fast sieben Jahre seines Lebens waren sehr bewegt gewesen: Nacheinander Buchhalter in New York und San Francisco, dann Agent eines Pelzwaarenhauses, hatte er schließlich mit seinen Ersparnissen einige Ländereien angekauft und sich mit Viehzucht befaßt. Vor ungefähr einem Jahre nun, hatte ihn ein alter Neger, den er mitleidig aufgenommen, zu dem ausgetrockneten Bett eines Gebirgswassers auf seinem Grunde geführt und hatte ihm enthüllt, daß man da vor Zeiten Gold gefunden, und daß der „ganze Berg von Gold war" und die umliegenden Felder dazu.

Er glaubte. Er rief aus San Francisco, wo sich dieser aufhielt, seinen Freund herbei: es war wahr; er fand sich als Besitzer von Goldfeldern! ... Er hatte zu wiederholten Malen geschrieben: die Briefe wären leider zurückgekommen.

Dann, allein mit ihm—dem Clara wußte nichts, durfte nichts wissen — erzählte auch sie ihr Leben. Weinend hörte er ihr zu:

„Also Niemand hat es erfahren? ... Dir zu Liebe haben Hardois und Sandrez mich verschont, mir verziehen? Oh! Das ist zu viel ... das ist zu viel ...."

Noch an demselben Nachmittag suchte Madame Stanié Herrn Sandrez auf. Als sie, stumm vor Rührung, die restirende Summe vor ihm auf den Tisch niederlegte, begriff er und wurde blaß:

„Er ist zurückgekommen?"

„Ja," sagte sie weich, indem sie mit einem dankbaren Blicke zu ihm aufsah ... „Er hat gearbeitet, gekämpft, gelitten ... Er hat seinen Fehler wieder gut gemacht!"

Ein Studentenulk.

Der Archäologe Professor Dr. Klopfleisch, der vor wenigen Tagen in Jena im Alter von fast 67 Jahren entschlafen ist, war von hoher Begeisterung für alterthümliche Forschungen beseelt. Da er aber nicht sonderlich vorsichtig war in der Beurtheilung des angeblich Alten, brachte ihn sein wissenschaftlicher Eifer bisweilen in seltsame Lage. Eines Tages wurde ihm von einigen Studenten gemeldet, sie hätten in der Nähe der Stadt ein Hünengrab entdeckt; sie baten den Herrn Professor, es öffnen zu lassen. Natürlich ist Klopfleisch einverstanden. Für einen schönen Sommernachmittag wurden Arbeiter mit Spitzhacke und Schaufel bestellt, Bekannte geladen; Studenten kommen in einer ungewohnt großen Zahl. Die Arbeit beginnt. Die Erdschicht wird abgeräumt, das Geröll beseitigt. Die Sonne brennt heiß hernieder, die Arbeiter triefen von Schweiß, die Aufregung wächst von Minute zu Minute; hat doch Professor Klopfleisch wiederholt seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß man es hier unzweifelhaft mit einer vorgeschichtlichen Grabstätte zu thun habe. Was wird das Ergebniß der Nachgrabungen sein? Welche neuen Errungenschaften für die Alterthumswissenschaft werden sie bringen? Welches Museum wird die Funde in seine Hallen aufnehmen? Endlich berühren die Spitzhacken eine Platte von Schiefer, roh und unbehauen. Sie scheint über hohlem Raum zu liegen. Sorgfältig werden die Ränder bloßgelegt, unter athemloser Spannung wird sie gehoben. Etwas Glänzendes wird darunter sichtbar. Was ist es? Ein Arbeiter hebt das Kleinod mit vorsichtiger Hand und reicht es dem Professor. Und siehe da: ein funkelnagelneuer Deckelschoppen mit der Widmung: „Julius Cäsar seinem lieben Klopfleisch!" Der so Beschenkte war indeß der Erste, der in die stürmische Heiterkeit über diesen Studentenulk mit einstimmte. Von späteren Nachgrabungen in der Nähe von Jena hat man aber nichts wieder gehört.

— H. Schmedel, Bürsten-Fabrikant, No. 716 Süd McCarty Str.

— Mucho's Cigarrenladen befindet sich in No. 190 Süd Washington Str.

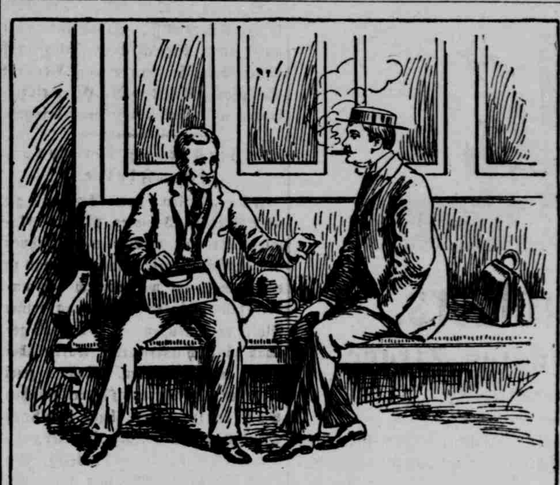
Zu früh beginnen

die Vergnügungen des Frühlings mit übergroßer Anstrengungen und plötzlicher Abkühlung, dann sind Steifheit der Glieder eine sichere Folge.

Rheumatismus

ist leicht geheilt. Füge zu diesen die Verrenkungen, Quetschungen, Schnittwunden, einen plötzlichen Anfall von Neuralgie und Hüftenschmerzen. Gegen alle diese Schmerzen giebt es nur ein Mittel, welches rasch und sicher heilt und das ist

St. Jakobs Oel.



A New York commuter on one of the New Jersey suburban roads, a strong, virile man, the picture of health and manly vigor, a hearty eater, one who enjoys life in all its phases, says of

Ripans Tabules

"I am not the sort of person to often require medicines and I am specially opposed to pills. They are too violent in their action for me. In the case of any irregularity I had always relied upon the use of fruits until one day, on a railway journey, a friend directed my attention to Ripans Tabules and gave me some from a supply he had in his hand-bag. I afterwards made use of them as occasion offered, and the result was so entirely all that could be desired that I now depend upon Ripans Tabules in the case of any irregularity of the bowels or derangement of the digestive apparatus."

LAXIR BON-BONS **Cascarets** KURIEREN VERSTOPFUNG REGULIEREN DIE LEBER

Big 4 Route.

6 Züge

— nach —

Shelbyville, Greensburg,

— und —

Cincinnati

3 45 Vorm täglich; 4 15 Vorm. täglich; 7 00 Vorm mit Ausnahme von Sonntag; 10 50 Vorm. mit Ausnahme von Sonntag; 2 45 Nachm. täglich; 6 20 Nachm täglich.

Verbindung im Union Bahnhof mit

Q. & C., L & N., B. & O. S. W. und C. & O.

nach allen Richtungen

südlich, südöstlich und östlich.

Schlafwagen nach Washington an dem täglich um 6 20 Nachm. abfahrenden Zug. Für Tickets und volle Auskunft spreche man vor in der Big Ticket Office, No. 1 Ost Washington Straße und Union Bahnhof.

H. M. Bronson, A. G. P. A

Cincinnati Züge!

C. H. & D. R. R.

Abfahrt Indianapolis	Ankunft Cincinnati
Abfahrt 3 45 Vm	Ankunft 7 30 Vm
„ 8 05 Vm	„ 11 20 Vm
„ *10 45 Vm	„ *2 25 Nm
„ *2 45 Nm	„ 6 00 Nm
„ 4 45 Nm	„ 7 45 Nm
„ 7 00 Nm	„ 10 50 Nm

Dayton Züge, C. H. & D. R. R.

Abfahrt Indianapolis	Ankunft Dayton
Abfahrt 8 05 Vm	Ankunft 12 03 Nm
„ *10 45 Vm	„ *2 25 Nm
„ *2 45 Nm	„ 6 20 Nm
„ 4 45 Nm	„ 7 55 Nm
„ 7 00 Nm	„ 11 00 Nm

Toledo & Detroit Züge.

C. H & D. R. R.

Abfahrt Ind'pls:	Ankunft Toledo:	Ankunft Detroit
Abfahrt *10 45 Vm	Ank'ft *6 46 Nm	Ank'ft *8 40 Nm
„ 7 00 Nm	„ 4 00 Vm	„ 6 15 Vm

*) Ausgenommen Sonntags.

Ticket-Offices: Union Station und No. 25 West Washington Straße, Ecke Meridian.

Die populäre MONON ROUTE ist die beste Linie nach

CHICAGO.

—Vier Züge!—

Verlassen Indianapolis	7 00 Vm	11 50 Vm
	*3 35 Nm	12 55 Nachts
Ankunft in Chicago	12 00 Mt	5 55 Abends
	*8 40 Nb	7 30 Vm
Züge treffen hier ein	8 20 Vm	7 55 Nm
	*2 40 Nm	4 37 Nm

* Täglich ausgen. Sonntags.

—